

Einstimmung

1 Wissenschaft und Kennerschaft

1.1 Das öffentliche Geheimnis

1.1.1 Warten auf den Knoten

Das Studium der Psychologie kann von irritierenden Erfahrungen begleitet sein. Natürlich hängt das auch davon ab, aus welchen Motiven heraus man sich für das Fach interessiert. Die meisten werden es aber wohl deshalb gewählt haben, weil sie ihre Mitmenschen und sich selbst besser verstehen möchten, also gewissermaßen professionelle »Menschenkenner« werden wollen.

Vielleicht haben sie schon bemerkt, dass sie ganz gut auf andere eingehen können, ihre Mitmenschen richtig beurteilen; sie mögen die Erfahrung gemacht haben, dass andere Vertrauen zu ihnen fassen, dass sie da und dort nützlichen Rat geben konnten; und nun erhoffen sie sich vom Studium Vertiefung und Ausbau dieses Talents. Oder sie kennen jemanden, der über diese Qualitäten verfügt, und möchten auch so werden. Vielleicht haben sie umgekehrt erleben müssen, dass sie sich in ihren Mitmenschen gründlich getäuscht haben, vielleicht immer wieder erneut täuschen, und wollen diesem Mangel auf den Grund gehen. Oder sie finden ganz einfach Menschen faszinierend und wollen mehr über sie erfahren.

Wenn Sie so denken, sollten Sie sich nicht von Frustrationen beirren lassen, denen Sie im Studium mit einiger Wahrscheinlichkeit ausgesetzt sein werden. Vielleicht haben Sie sich ja beeindruckt lassen von der Professionalität der Psychologen, die man in Fernsehfilmen in der Regel als erstaunlich kompetent darzustellen pflegt, und meinen nun, das Studium bestünde in einer systematischen Schulung solcher Lebensweisheit. In diesem Fall ist Ihnen eine herbe Enttäuschung sicher. Sie werden erleben, dass an die Stelle der Fragen, die Sie für wichtig gehalten haben, ganz andere treten, Fragen, die Ihnen irrelevant, abwegig oder einfach nur langweilig erscheinen, von denen Ihnen aber versichert wird, dass erst sie die Psychologie in den Rang einer Wissenschaft erheben.

Es gibt Studierende, denen das so zusetzt, dass sie zu überlegen beginnen, ob sie wirklich an die Uni gekommen sind, um »Wissenschaft« zu betreiben, wo sie doch eigentlich auf etwas aus sind, das man besser mit dem Wort »Kennerschaft« umschreiben würde. Das vorliegende Buch soll ihnen Mut machen, sich durch solche Zweifel nicht am Studium eines Themenfeldes beirren zu lassen, das nach wie vor die faszinierendsten Fragen der mensch-

lichen Existenz bereithält, egal wie viel davon die gegenwärtig wirkende Forschergeneration nun für sich entdeckt haben mag.

Das Problem ist im Übrigen nicht allzu zeitgebunden. Im Jahre 1967, in den Vorwehen der studentischen Revolte, erschien in einer von der Münchner studentischen Fachschaft herausgegebenen Psychologenzeitung die nachfolgende Glosse.

Ein Newton zu wenig

»Einer muss einmal Knoten machen in diesen endlosen Faden!« (Robert Musil)
Das Heldenzeitalter der Psychologie ist vorbei. Die Psychologie ist heute fest in der Hand der großen Zahl der durchschnittlichen Köpfe. Und man sollte nicht auf sie herabsehen, die ihren wissenschaftlichen Schrebergarten mit Hingabe und Einfalt bestellen: Wir brauchen viele, sehr viele Untersuchungen über die mittlere Variation des Intelligenzquotienten bei vorschulpflichtigen Knaben unter der Einwirkung von Himbeerbräuse, über die Korrelation der Lidschlagfrequenz mit der Produktion von Kleindetailantworten im Z-Test bei sensitiven Psychopathen und über dergleichen brennende Probleme mehr. Wir brauchen sie wirklich, ... diese zähen Hilfsarbeiter des Geistes, die sich unverdrossen an dem Faden entlang tasten, den man ihnen zu Beginn ihrer Wanderung durch das Labyrinth der Psychologie in die Hand gedrückt hat, die mit unendlicher Mühe die Wissenschaft für sich denken und die Methoden für sich arbeiten lassen, um mit unsagbarer Geduld auf Ergebnisse zu lauern. Soweit so gut; aber immer lauter werden die Stimmen, die – die Teile in der Hand – nach dem leider fehlenden geistigen Band verlangen. Und einer muss einmal Knoten machen in diesen endlosen Faden.

Der Verfasser, einer meiner damaligen Studenten, ist inzwischen selbst etablierter Ordinarius an einer namhaften Universität. Aber er hat es aufgegeben, darauf zu warten, dass einer den Knoten macht. Er beteiligt sich kaum mehr am Wissenschaftsbetrieb und schreibt inzwischen Romane.

Ich habe nicht aufgegeben. Und ich hoffe, dieses Buch trägt dazu bei, dass auch unter denjenigen, die morgen unser Fach zu vertreten haben werden, die Ungeduld und der Anspruch stark genug bleiben, unbeirrt daran mitzuarbeiten, dass die akademische Psychologie eines Tages das wird, was alle von ihr erwarten: ein den Kriterien solider Wissenschaftlichkeit genügendes Fundament profunder und praktisch anwendbarer Menschenkenntnis.

1.1.2 Denn was innen, das ist außen

Seit etlichen Jahren ist es Brauch auf den zweijährigen Fachkongressen der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, dass der Präsident einen »Bericht zur Lage der Psychologie« abgibt. Darin klingen zuweilen, mehr oder minder diplomatisch verklausuliert, auch Töne der Selbstkritik an, aber meistens mit dem Generalbass »wir haben noch nicht genügend ...« oder »es ist zu wünschen, dass künftig ...«, und das Ganze natürlich eingebettet in einen Rahmen erfreulicher Hinweise darauf, wie das Fach unaufhaltsam wächst, blüht und gedeiht.

Das ist in Ordnung, denn die Presse ist anwesend und die Politik hört mit, auf deren Unterstützung man angewiesen ist und die auf nichts mitleidloser reagiert als auf Symptome

der Schwäche. In einem Lehrbuch aber bleiben wir genügend unter uns, um Klartext reden zu können. Stellen wir also auch hier am Beginn die »Lage der Psychologie« zur Diskussion.

Naiv betrachtet wäre man geneigt zu meinen, keine andere Wissenschaft sei berufener und kompetenter, der Aufforderung aus dem Faust-Prolog »Greift nur hinein ins volle Menschenleben« nachzukommen. Man könnte höchstens im Zweifel sein, ob es hierzu überhaupt eigens einer Wissenschaft bedarf. Wissenschaft ist etwas Elitäres, eine Sache von Experten. Brauchen wir Experten, um uns selbst und andere zu verstehen? Und wenn ja, müssen diese Experten dann Wissenschaftler sein? Wie steht es mit den Literaten? Ist nicht jeder Roman, jedes Theaterstück eine Etüde in angewandtem Verstehen des menschlichen Erlebens und Verhaltens? Sicher – nicht alles auf dem Büchermarkt ist der Rede wert. Auch dann nicht, wenn ihm der Literatur-Nobelpreis verliehen wurde. Aber die wirklich großen Schöpfungen der Literatur vermitteln doch tiefe Einsichten in das Wesen des Menschen, in die *Conditio Humana*, wie die Philosophen sagen, und das liegt gewiss nicht daran, dass sie sich bei irgendeiner »Wissenschaft« bedient haben! Sind sie nicht vielmehr nur einfach deshalb gut und gültig, weil sie aus der Tiefe der Lebenserfahrung schöpfen?

Freilich – ganz so einfach ist es nicht. Denn es gibt keine Instanz, die verbindlich darüber orientieren könnte, was »groß« heißen darf. Da blühen immerfort und an allen Ecken kurzlebige Bestseller auf, die irgendeine neue »Generation« erfinden, die die »Moderne« oder die »Postmoderne« diagnostizieren oder erklären, warum Frauen nicht einparken können, was eigentlich mit den Deutschen oder dem Islam los ist, welche Moral angesagt ist oder woran es liegt, dass sie auf sich warten lässt. Alte Lebensformen werden zu Grabe getragen, neue ausgelobt, und das alles in einem Tonfall, der sich kompetent gebärdet. Und die Autoren bilden einen bunten Reigen akademischer Disziplinen. Jeder redet da mit, Historiker, Soziologen, Philosophen, Juristen, Politologen und natürlich Journalisten.

Was aber nützen tiefe Einsichten, wenn sie auf dem Grabbeltisch des Zeitgeistes im Durcheinander verschwinden und niemand verlässlich sagen kann, wo die Qualität liegt? Hier, so scheint es, besteht eben doch ein Bedarf nach einer Wissenschaft, die anhand objektiver Kriterien die Spreu vom Weizen trennt.

Ist Psychologie eine objektive Wissenschaft? Kommen wir noch einmal auf GOETHE zurück. Von ihm stammt der folgende esoterische Sinnspruch:

*Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.
So ergreift ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.*

Was will er damit sagen? GOETHE träumte davon, eine neue Wissenschaft zu konzipieren, die er »Morphologie« nannte, von gr. *morphé* = die Form, die Lehre von den Formen also. Es ging um die Meinung, dass Formen Träger einer *Bedeutung* sind, die es physiognomisch zu erkennen gelte. Die paradoxe Rede vom »öffentlichen Geheimnis« soll besagen: Dieser Sinngehalt verbirgt sich nicht etwa in einem »hinter« der äußeren Erscheinung verdeckten Innenraum, sodass man die Wand der Bilder erst durchstoßen müsste, um zum Wesentlichen zu gelangen, sondern die Bedeutung liegt in der Form schon öffentlich zutage; gleichwohl bedarf es aber einer besonderen Kunst, dies zu erkennen, weshalb sie eben doch ein Geheimnis genannt zu werden verdient. GOETHE meinte in der Attitüde des romantischen Naturforschers, dass es die Aufgabe einer Wissenschaft sein könnte, diese Kunst zu lehren.

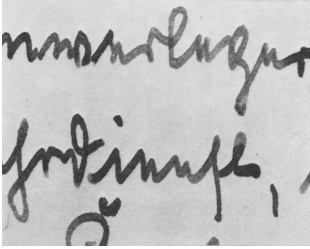


Abb. 1.1 Schriftprobe I

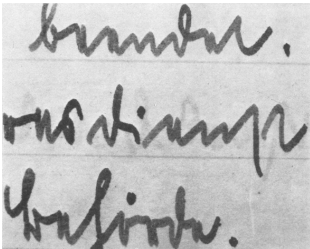


Abb. 1.2 Schriftprobe II

Man kann sich das heute kaum mehr vorstellen, aber zu der Zeit, in der ich selbst studierte, in den frühen 1950er Jahren, war das Psychologiestudium noch an vielen deutschen Universitäten weitgehend an dieser Idee GOETHES orientiert. Es gab noch keine Methodenlehre, ein »experimentalpsychologisches Praktikum« in der Tradition Wilhelm WUNDTs gehörte zwar zum Pflichtpensum, wurde aber nicht ernst genommen. Statistik war noch kein Bestandteil des offiziellen Lehrplans. Den Schwerpunkt des Studiums bildeten Diagnostikseminare, in denen beispielsweise Fälle aus der Erziehungsberatung vorgestellt wurden. Und alle Kursteilnehmer waren eingeladen, sich an der Interpretation zu beteiligen, wobei diejenigen auf besonderes Prestige rechnen konnten, die ihre Intuition aus Anlage oder Erfahrung schon so weit differenziert hatten, dass sie nach Meinung des Professors besonders treffsicher das Gras wachsen hörten.

Psychologie studieren hieß *deuten* lernen: Kinderzeichnungen, Puppenspiele, den Rorschach-Test, Träume, Phantasieprodukte aller Art, Mimik, Sprechstimme. Und Handschriften! In München, wo ich studierte, spielte damals die Graphologie eine besondere Rolle. Da es sich hier um eine nach heutigem Verständnis ziemlich exotische Beschäftigung

handelt, möchte ich eine Kostprobe liefern. Sie stammt aus einem der nicht sehr zahlreichen *soliden* Grundlagenwerke dieser Zunft¹.

Das Buch ist weitgehend theoriefrei als Schulung der ausdruckskundlichen Intuition angelegt. Da werden beispielsweise zwei (leicht vergrößerte) Schriftproben einander gegenübergestellt, die auf den ersten Blick vom selben Schreiber stammen könnten (Abb. 1.1 und 1.2). Machen Sie einmal den Versuch, die beiden folgenden, aus einigermaßen verlässlichen Außenkriterien gewonnenen Charakterisierungen diesen beiden Schriftbildern zuzuordnen.

A: Ein Handwerker von etwa 26 Jahren, ein robuster, harter Mann, der sich in seinem Rahmen auch als Vorgesetzter sehr gut behaupten kann. Er ist selbstbewusst und durchsetzungsfähig. Gelegentlich wird er infolge gestauter Erregung impulsiv, hat sich aber im Allgemeinen fest in der Hand. Er kann als straff diszipliniert gelten. Führungsaufgaben, die man ihm übertragen hat, hat er mit guter Sicherheit bewältigt.

B: Ein gleichaltriger Verwaltungsangestellter, ein weicher, unkonzentrierter Mann, der einige büromäßige Routine hat, aber doch flüchtig und zerstreut arbeitet. Unter Druck wird er erregt und unsicher, und er kann sich als Vorgesetzter selbst in einem kleinen Verwaltungsrahmen nicht gut behaupten.

Bevor Sie weiter lesen: *Who is who?*

1 Knobloch (1971)

Lassen Sie die beiden Bewegungsstile auf sich einwirken, vollziehen Sie den Rhythmus mit, wie eine Grammophonnadel der Tonspur auf der Platte folgt. Ein Hinweis zur Lösung: Vergleichen Sie das in beiden Proben in der jeweils zweiten Zeile vorkommende Wortteil »-dienst«, vor allem die beiden letzten Buchstaben (»st« in alter Sütterlin-Schrift).

Haben Sie sich ein Urteil gebildet? Ich hoffe, Sie *sehen* unmittelbar oder können doch nachvollziehen, dass die Schriftprobe I vergleichsweise straffer, energischer, auch eigensinniger und knorriger daherkommt, und die andere vielleicht eine Spur gewandter, aber auch schlaffer. Besonders Sensible werden vielleicht in der Engung mancher Kleinbuchstaben in Probe II einen Anflug von Defensivität erkennen, die der Schreiber der ersten Probe nicht nötig hat. Kurzum: Probe II stammt von Schreiber B.

So muss man sich also etwa die Konkretisierung des GOETHESchen Sinnspruchs vorstellen, und dergleichen lernte man zu unserer Zeit im Psychologiestudium, das damals tatsächlich in erster Linie als differenzierende Einübung in Menschenkenntnis gedacht war. Es glich viel mehr der Ausbildung an einer Kunstakademie. Es sollte Kennerschaft vermitteln, nicht unbedingt auch Wissenschaft.

1.1.3 Was kann man »einfach sehen«?

Heutzutage ist bei uns die Kunst aus dem Wissenschaftsbetrieb gründlich ausgetrieben. Das ist an sich eine bedenkliche Entwicklung, denn bei einer solchen Trennung widerfährt ihr dasselbe wie der Lust in puritanischen Zeiten: Sie wird in Rotlichtbezirke verdrängt.

Ganz ohne Grund ist es dazu freilich nicht gekommen. Der Verfasser des eben zitierten graphologischen Lehrbuchs analysiert in einem einleitenden Kapitel trefflich den Unterschied zwischen Wissenschaft und Kennerschaft. Und in diesem Zusammenhang zitiert er auch aus dem Buch »Das sogenannte Böse« von Konrad LORENZ die folgende Passage:

»Der Verhaltensforscher, der Zoologe, der einiges Fingerspitzengefühl für systematische und stammesgeschichtliche Zusammenhänge hat, *sieht* einfach, dass der Lushund eine andere Spezies ist als der Aureushund.«

Womit für LORENZ die von ihm vertretene These genügend belegt erschien, dass die verschiedenen Haushunderassen aus zwei verschiedenen Canidenarten, nämlich dem Wolf (*canis lupus*, Abb. 1.3) und dem Schakal (*canis aureus*, Abb. 1.4) heraus gezüchtet worden seien.

Da ist es wieder, dieses Plädoyer für das Fingerspitzengefühl, dieses »man *sieht* einfach«. Das Peinliche ist nur: Genauere erbbiologische Untersuchungen legen inzwischen nahe, dass LORENZ hier falsch »gesehen« hat. Alle Haus-



Abb. 1.3 Canis lupus



Abb. 1.4 Canis aureus

hunde stammen wahrscheinlich eben *doch* vom Wolf ab. Kein Zweifel also: Die Intuition mag ein wertvolles Hilfsmittel für den Praktiker sein; aber wenn sie sich als *unfehlbar* aufdrängt, dann übernimmt sie sich. Sie kann genauso irren wie das rationale Denken, ist dabei aber weniger kontrollierbar als dieses, und dazu noch durch das begleitende Evidenzgefühl viel leichtfertiger in ihrer Siegesgewissheit.

Es sind Erfahrungen dieser Art, die die akademische Psychologie bewogen haben, dem Ziel, Kennerschaft zu vermitteln, weitgehend abzuschwören und es allenfalls in gewissen speziellen Lehrangeboten aus der angewandten, vor allem der klinischen Psychologie mit in der Tasche geballter Faust zu dulden. Hat uns diese Enthaltksamkeit nun aber wissenschaftlich effizienter gemacht? Oder, wenn man zubilligt, dass gründliche Forschung nun einmal langsamer vorankommt, ist es wenigstens so, dass zu den relevanten Fragen des »vollen Menschenlebens« die Forschung auf Hochtouren läuft?

1.2 Drei fragwürdige Voraussetzungen

1.2.1 Die kontraintuitive Voreinstellung

Die Antwort auf die eben aufgeworfene Frage fällt leider ernüchternd aus. Die Probleme, mit denen sich die akademische Psychologie wirklich beschäftigt und für die sie recht ansehnliche Geldbeträge ausgibt, stellen oft hohe Anforderungen an die Begabung des Chronisten, des Kaisers neue Kleider zu erkennen. Schlagen wir ein in Amerika verbreitetes Lehrbuch der Motivationspsychologie auf. Es stammt von einem führenden Vertreter des Faches und liegt ohne Zweifel im Trend. Ich zitiere den Originaltext auf Englisch – um diese Sprache kommt man heutzutage auch als Studierender nicht mehr herum:

»When a layperson explains why an individual is drinking water, he or she may say that the person is thirsty. When the layperson accounts for why another individual is eating, he or she may infer that the person is hungry. The motivational psychologist, in contrast, attempts to use the same construct(s) to interpret both instances. It could be postulated, for example, that behavior is directly related to the amount of deprivation (whether water or food), the level of arousal (whether the source of arousal is the absence of water or food), and so on. – Now further assume that a person is observed to improve at a skill-related task after some practice. ... The layperson explains the improvement as due to learning, or skill acquisition, which is related to the number of practice attempts. ... This interpretation is totally removed from the motivational question of why an individual is drinking or eating. The motivational psychologist, however, attempts to comprise these very disparate observations within the same theoretical network... . Perhaps it is postulated that behavior is determined by the amount of deprivation and the number of rewarded experiences. Thus a very parsimonious explanation for an array of phenotypically divergent behaviors is supplied.«

Der Autor fragt hier, worin sich eine vom professionellen Motivationspsychologen abgegebene Interpretation von der des Laien abhebe. Der letztere benützt die Ausdrücke »Durst«

und »Hunger«. Der Psychologe hingegen redet in beiden Fällen von »Deprivation«. In einem anderen Fall meint der Laie, es ginge um »Lernen« – also um etwas ganz anderes als Hunger und Durst. Der Psychologe aber, siehe da, spricht wieder von Deprivation. Und ist das nicht wundervoll, wie er so völlig verschiedene Phänomene unter demselben terminologischen Zeltdach versammelt? Wo der Laie sich also mit Ad-hoc-Erklärungen für konkrete Verhaltensereignisse begnügt, sucht der Wissenschaftler einen möglichst breiten Bereich von Phänomenen durch möglichst wenige, generelle und abstrakte Konstrukte abzudecken.

Was der Autor zu erwähnen vergaß: Die vorgenommene Abstraktion trägt nicht das Geringste dazu bei, die beschriebenen Phänomene besser und tiefer verstehen zu lassen. Sie deckt keine erklärungs-mächtigen, aber dem Blick des Laien verborgenen Beziehungen auf, sondern etikettiert nur etwas, was jeder ohnehin weiß, mit neuen und anspruchsvollen Vokabeln. Wenn das alles sein soll, dann könnte man auf die Hilfe des »trained motivational psychologist« doch wohl auch ohne Not verzichten. Aber gerade davor hat er eben Angst. Ein Gelehrter muss schließlich mehr wissen als der Laie. Was, bitte, hat in der Kernphysik oder in der Kosmologie noch der »gesunde Menschenverstand« zu suchen? Oder die Dichter? Und wie lange wollen wir noch warten, bis wir endlich in der Psychologie auch so weit sind?

Hören wir dazu noch einen weiteren Text, ebenfalls aus einem renommierten Lehrbuch²:

»Die ... Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, den Common Sense zu verbessern. Dies wird durch die Entwicklung neuer Begriffe, neuer Denkweisen über das betreffende Fachgebiet erreicht, die nützlicher und leistungsfähiger sind als der vorwissenschaftliche Fundus an Weisheiten, die der Mensch durch persönliche Erfahrung und Intuition entwickelt hat.«

Wer nun einen einleuchtenden Beleg erwartet, wird abermals enttäuscht. Stattdessen wird auf die Naturwissenschaft verwiesen:

»Anhand eines Beispiels aus der Chemie können wir die Änderung aufzeigen, die sich im ›Common Sense‹ bezüglich der Natur der Materie vollzogen hat. ... Wir glauben nicht mehr, dass Erde, Feuer, Luft und Wasser die Grundelemente des Universums bilden. ... Man braucht wohl nicht zu erwähnen, dass die Begriffsschemata der modernen Chemie, d.h., die Denkmodelle bezüglich Zusammensetzung und Umwandlungen von Substanzen, bei weitem nützlicher sind als die Denkmodelle des ›Common Sense‹ in der Antike.«

In entwaffnender Offenheit gibt der Autor dann zu, dass wir in der Psychologie noch nicht ganz so weit sind; das Ziel aber steht außer Zweifel.

»Heute ist bezüglich der Motivation der ›Common Sense‹ dem Stadium ›Erde, Luft, Feuer und Wasser‹ ähnlicher als differenzierteren Begriffsgebäuden der modernen Chemie oder Physik. Obwohl große Fortschritte bei der empirischen Motivationsforschung gemacht wurden, sucht die Psychologie noch nach Begriffen, die allgemeine Anerkennung der Experten finden und schließlich die alten intuitiven, aber verbreiteten Auffassungen ersetzen sollen.«

2 Atkinson (1975), p. 19–26

Die Botschaft lautet: Ursprünglich einmal hatte sich auch die Naturwissenschaft mit den physikalischen Belanglosigkeiten begnügt, die ARISTOTELES aus seiner naiven Alltagsbeobachtung zu berichten wusste. Erst in der Renaissance hatte dann GALILEI eine Revolution unseres Weltbildes losgetreten. Wie aber hat er das nur angestellt? Lag der Fehler bei ARISTOTELES nicht eben darin, dass er einfach nur beschrieben hat, was man *sieht*? Dass also beispielsweise eine angeschobene Kugel mit abnehmender Geschwindigkeit ausrollt, bis sie irgendwo liegen bleibt? GALILEI hatte demgegenüber die Stirn, völlig anschauungswidrig zu postulieren, dass die Kugel von sich aus nie zu rollen aufhören würde, wenn man sie nur ließe.

Was sollen wir daraus lernen? Offenbar geht es um eine Überzeugung, die man prägnant etwa wie folgt auf den Punkt bringen könnte:



Die kontraintuitive Voreinstellung

Kennzeichen einer wissenschaftlichen Erklärung ist, dass sie der naiven Anschauung widerspricht.

Sie finden, dass das Unfug ist? Natürlich ist es Unfug. Merken Sie sich das Layout mit der blauen Maske: Es warnt in diesem Buch vor Thesen, die Sie *nicht* unbesehen akzeptieren sollten! In der Tat: Dass der Mond aus grünem Käse besteht, leuchtet dem Laien ja schließlich auch nicht ein, aber das allein macht die Behauptung noch nicht wissenschaftlich oder gar wahr. Und umgekehrt gibt es überwältigend vieles, worin GALILEI mit ARISTOTELES übereinstimmend dem gesunden Menschenverstand recht gegeben hätte. Längst nicht alles, was einleuchtet, ist deshalb falsch; wir könnten in einer solchen Welt gar nicht überleben.

Und für den Bereich der sogenannten »naiven Psychologie«, der sozialen Kognition, die den Umgang von Menschen miteinander organisieren hilft, gilt das vielleicht noch viel pointierter als für die Physik, von der unsere frühsteinzeitlichen Vorfahren weit weniger zu verstehen brauchten als von der Kunst, wie man sich Freunde macht und Menschen beeinflusst. Wenn das stimmt, dann hat die Psychologie freilich das ärgerliche Problem, die eigene Existenz gegenüber dem Laienverständnis rechtfertigen zu müssen. Kein Wunder, dass sie mit der kontraintuitiven Voreinstellung liebäugelt.

1.2.2 Die experimentelle Voreinstellung

Das Verlangen nach exklusiver Fachkompetenz hat auch *methodische* Konsequenzen. Wenn der simple Augenschein zu naiven Fehlurteilen verleitet, dann muss wissenschaftliche Empirie aus vornehmeren Quellen schöpfen (siehe Kasten).

Dieser Befund ließe sich als Beleg dafür werten, wozu das Ausdrucksverständnis schon bei einem Pferd und dann, wie anschließende Versuche ergaben, auch beim Menschen fähig ist, wenn es entsprechend trainiert wird. Tatsächlich wird der Fall aber von denen, die über die Wissenschaftlichkeit der Psychologie wachen, nicht etwa als Hinweis auf die Ausbauwürdigkeit der Ausdrucksdiagnostik, sondern gerade umgekehrt unter dem Kampfruf »Messung kontra Augenschein« als Beleg dafür gewertet, wie gefährlich es in der Psychologie ist, auf bloße *Beobachtung* zu vertrauen³.

3 Prinz (2006)

Der kluge Hans

Kürzlich wurde in diesem Zusammenhang wieder einmal der Fall des »Klugen Hans« als warnendes Beispiel hervorgeholt. Das war ein Pferd, das nach dem Bekunden seines Besitzers angeblich nicht nur die deutsche Sprache verstand, sondern sogar perfekt lesen konnte, die Bruchrechnung und die Kubikzahlen beherrschte, den Wert von Münzen und Spielkarten beurteilen konnte und weiterer erstaunlicher Leistungen fähig war, die keinen Zweifel daran ließen, dass es selbstständig »denken, kombinieren und Schlüsse ziehen« könne. Der Nachweis dieser Geistesgaben erfolgte stets so, dass das Tier nach einem ausgeklügelten System unterschiedlich oft mit dem Huf zu stampfen hatte. In Wirklichkeit verfügte es über keine der ihm zugeschriebenen Kompetenzen, wohl aber über ein höchst sensibles Ausdrucksverständnis, das ihm aus minimalen Kopfbewegungen des Versuchsleiters jeweils zu erkennen erlaubte, wann dieser erwartete, dass es mit dem Stampfen aufhören sollte.

Nun könnte man zwar geltend machen, dass die Hypothese, der Versuchsleiter hätte seine Erwartung durch die Körperhaltung verraten, zunächst einmal aus der Beobachtung erwachsen sein muss. Wenn man das nicht zuvor wenigstens halbbewusst *wahrgenommen* hätte, wäre man kaum auf die Idee gekommen, es experimentell zu überprüfen. Richtig ist aber immerhin, dass diese Überprüfung dann auch nötig war, um den Verdacht zu erhärten. Es ist hier ähnlich wie bei der Anekdote, wonach NEWTON durch einen herabfallenden Apfel dazu inspiriert worden sein soll, das Fallgesetz auf die Planetenbewegung auszuweiten. Das mag stimmen, aber dieses Fallgesetz war von GALILEI nicht aus der Betrachtung von Äpfeln erschlossen worden, sondern mithilfe einer künstlichen Anordnung, bei der er wiederholt eine Kugel eine schiefe Ebene herabrollen ließ.

Die endgültigen Entscheidungen fallen also in der Wissenschaft nicht im Wald und auf der Heide, sondern im *Labor*, und am besten hat man dazu einen weißen Kittel an (Abb. 1.5). Die entscheidende Etappe auf dem Königsweg zur wissenschaftlichen Erkenntnis ist das *Experiment*.

Kennzeichen des Experiments ist seine Unnatürlichkeit. Man stellt artifizielle Bedingungen her und misst dann, wie sie sich auswirken. Diese Bedingungen brauchen nicht den Alltag abzubilden, viel wichtiger ist, dass man alles, was geschieht, unter *Kontrolle* hat. Das kann man natürlich nur, wenn die zusammenwirkenden Faktoren nicht zu zahlreich sind, und daher muss man die Situation möglichst drastisch *vereinfachen*.

Auch hierzu lässt sich eine Forderung formulieren, die einen wahren Kern durch Übertreibung *ad absurdum* führt:

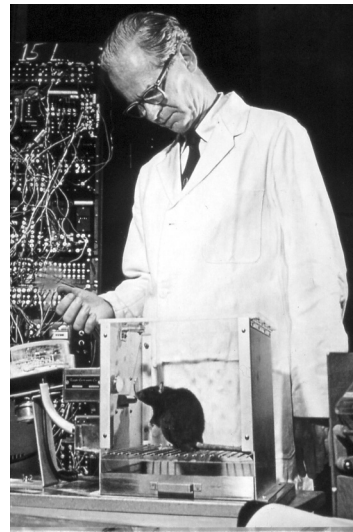


Abb. 1.5 Burrhus F. Skinner in seinem Labor. Wer sich als Psychologe in solcher Pose photographieren lässt, will eine Botschaft verkünden!



Die experimentelle Voreinstellung

Ein beobachtbarer Sachverhalt darf erst dann wissenschaftlich zur Kenntnis genommen werden, wenn er unter experimentellen Bedingungen reproduziert werden konnte.

Wer heutzutage auf irgendeinem psychologischen Fachkongress ein Referat anmelden möchte, dem kann es passieren, dass ihm zunächst ein Fragebogen zugesandt wird, auf dem er seinen Beitrag nicht nur in standardisierte thematische Schubladen einzuordnen hat, sondern auch eine *Hypothese* formulieren soll, die er mit dem zu referierenden Experiment prüfen wollte. Beginnt kreative Forschung aber wirklich mit einer Hypothese? Eine Hypothese ist eine (potentielle) *Antwort*; vor jeder Antwort aber steht eine *Frage*. Wäre es nicht besser, man würde den Beitragenden auffordern, die Fragestellung zu nennen, die ihn zu seiner Arbeit veranlasst hat?

Vielleicht lohnt es sich aber sogar, die Linie noch weiter zurückzuverfolgen. Denn auch eine Fragestellung kommt nicht aus heiterem Himmel. Sie bereitet sich vor, und das ist eigentlich der kreative Prozess. Wie entsteht in der Wissenschaft eine fruchtbare Frage?

Ich habe dazu selbst eine recht erhellende Erfahrung gemacht. Als ich 1966 als Assistent von Konrad LORENZ an dessen Forschung an Wildgänsen mitzuarbeiten begann, hat niemand von mir verlangt, meine Aufmerksamkeit von vorn herein auf irgendeine »Hypothese« einzuengen. Noch nicht einmal eine Fragestellung wurde mir zugewiesen. Ich hatte anfangs keine andere Aufgabe, als die Tierart *kennenzulernen* und zu diesem Zweck erst einmal einige Jungvögel aufzuziehen, die mich, wie bei Gänsen üblich, nach ihrem Schlüpfen als Elternersatz betrachten würden. So wurde also ein ganzes Jahr lang ein volles Assistentengehalt darin investiert, dass ich mit zwei jungen Blässgänsen durch die oberbayerische Hochmoorlandschaft spazierte und lernte, sie zu »verstehen« oder, positivistischer ausgedrückt, ihr Verhalten voraussagen zu können. Aber als das Jahr um war, hatte ich meine Fragestellung: Die beiden waren Bruder und Schwester, und bei der Beobachtung ihres alltäglichen Umgangs miteinander hatte sich von selbst die Frage eingestellt, warum sich ihre Beziehung nicht bei Eintritt der Geschlechtsreife zwangsläufig als Ehe fortsetzen würde. Ich war auf das Phänomen gestoßen, dass es bei Tieren eine instinktive Inzestbarriere gibt; und daraus erwuchs in der Folge eine höchst brisante Problematisierung scheinbar fest gefügter theoretischer Fundamente nicht nur der Psychoanalyse, sondern auch damals vorherrschender Lehrmeinungen der Kulturanthropologie.

Steht nicht am Anfang aller produktiven Wissenschaftsarbeit eben doch die *absichtslose Beobachtung des natürlichen Geschehens*? Müsste man nicht, bevor man künstliche Anordnungen schafft, erst einmal schauen, was von allein geschieht, wie die Dinge sind, wenn man sie in Ruhe sie selbst sein lässt?

Erst vor Kurzem machte einer meiner Diplomanden eine ganz andere Erfahrung. Er hatte eine Doktorandenstelle an einer renommierten psychologischen Forschungsstätte erhalten. Natürlich basierte das ihm zugewiesene Thema von vorn herein auf einer Hypothese und einem ausgeklügelten Versuchsplan. Es ging dabei um eine Fragestellung zur sozialen Wahrnehmung bei neunmonatigen Kindern. Der Doktorand äußerte nun – und darum bin ich stolz auf ihn! – ganz naiv den Wunsch, zunächst einmal für ein paar Wochen in eine Kinderkrippe zu gehen, um dort zuzuschauen, wie Kinder dieses Alters *spontan* soziokognitiv miteinander umgehen. Mit diesem Ansinnen stieß er aber bei seinen Betreuern auf irritierte Verständnislosigkeit. Was das mit Wissenschaft zu tun hätte, und dafür könne man die Geldmittel einer Doktorandenstelle doch nicht zweckentfremden!